

Würde der Frau, ihre Rechte und Chancen in allen Bereichen des Lebens einsetzen. Dies betonte Johannes Paul II. bei einer Audienz für *Gertrude Mongella*, die Generalsekretärin der für den 4. bis 15. September geplanten Konferenz in Peking (Wortlaut der Ansprache: in *Osservatore Romano*, 26./27.5.95). Die Delegation des Heiligen Stuhles, die sich vorwiegend aus Frauen zusammensetzt, sei sich der großen Hoffnungen und Erwartungen bewußt, die die Frauen überall in der Welt mit dieser Konferenz verbänden. Zugleich betonte der Papst, für den Vatikan stehe der *Lebensschutz* im Zentrum. Zugleich unterstrich Johannes Paul II., gleiche Würde für die Frau könne nicht Wesensgleichheit mit dem Mann bedeuten, sonst wären der einmalige Reichtum und die angeborenen Werte der Weiblichkeit bedroht. Damit hob er besonders die Rolle der Frau als Mutter und Erzieherin hervor, ihre einzigartige Rolle bei der Humanisierung der Gesellschaft. Ende des vergangenen Jahres hatte bereits der Päpstliche Rat für Gerechtigkeit und Frieden eine Stellungnahme zu den Vorbereitungen der Frauenkonferenz veröffentlicht (vgl. *HK*, Februar 1995, 60f.). In einem Beitrag für den *Osservatore Romano* (28.4.1995) hatte der New Yorker Erzbischof, Kardinal *John O'Connor*, Kritik an der Konferenzvorbereitung der „großen Industriemächte“ geübt. Wie bereits bei der Weltbevölkerungskonferenz in Kairo planten

diese Mächte Angriffe auf das Leben, beispielsweise in Überlegungen zur Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs. Auf massiven Protest stießen unterdessen Pläne, das Frauenforum der Nichtregierungsorganisationen – es werden mehr als 3000 erwartet – auszulagern. Anfang Mai hat der Ökumenische Rat der Kirchen in einem veröffentlichten Schreiben an den UN-Generalsekretär *Boutros Ghali* mit der Absage seiner Teilnahme gedroht, wenn eine sinnvolle Beteiligung der NROs nicht gewährleistet sei. ÖRK-Generalsekretär *Konrad Raiser* kritisierte in dem Brief ebenso, daß zahlreichen nichtstaatlichen Gruppen die Teilnahme an der Konferenz verweigert worden sei.

Erklärungen katholischer Bischöfe Ruandas und Burundis zur Lage in ihren Ländern

Ein Jahr nach den blutigen Ausschreitungen in Ruanda im April 1994 (vgl. *HK*, Juli 1995, 364ff.) haben sich die Bischöfe Ruandas für einen humanen Umgang mit den Opfern und Toten des Bürgerkriegs eingesetzt. In einer Erklärung vom 30. März dieses Jahres (vgl. *Documentation Catholique*, 21.5.95, 505f.) heißt es, man verurteile und verabscheue erneut die Gewaltakte und den Völkermord des vergangenen Jahres. Die Bischöfe rufen den Wert jeder menschlichen Person in Erinnerung und fordern dazu auf, sich jedweder Aktionen zu

enthalten bzw. diese aufs entschiedenste zu bekämpfen, von denen eine solche Tragödie erneut ausgehen könne. Die katholische Kirche teile das Leiden all derer, die jedweder Form der Gewalt ausgesetzt gewesen seien. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten wolle sie ihnen ihre Unterstützung zukommen lassen. Die Bischöfe setzen sich für eine „würdige Bestattung der Toten“ bzw. der sterblichen Überreste der Toten ein sowie für die Errichtung von Denkmälern. Der Kirche des Landes war bis in die jüngste Zeit hinein vorgehalten worden, zu zurückhaltend für soziale und politische Belange eingetreten zu sein. – Der Vorsitzende der Bischofskonferenz Burundis, der Bischof von Bururi, *Bernard Bududira*, wies in einem Interview (*La Croix*, 3.6.95) darauf hin, daß Vertreter der Kirche in Ruanda wie Burundi an der „Verteufelung“ der jeweils anderen teilgenommen hätten. In beiden Ländern gebe es Christen, die getötet hätten und solche, die getötet worden seien. Etwa 90 Prozent des Klerus in Burundi unternehme heute alles in seinen Kräften Stehende, um sich für den Dialog und die Zusammenarbeit einzusetzen. Das Leben in den Pfarreien, in den Basisgemeinschaften stelle den wichtigsten Schutz gegen die Aufrufe zu Gewalt von seiten extremistischer Gruppen dar. Die Kirche in Burundi sei einer der wenigen Orte, an denen die Menschen sich treffen und miteinander sprechen könnten.

Bücher

GERHARD LUDWIG MÜLLER, *Katholische Dogmatik. Für Studium und Praxis der Theologie.* Verlag Herder, Freiburg–Basel–Wien 1995. 879 S. 98,- DM.

„Die“ katholische Dogmatik gibt es nicht mehr und kann es wohl auch

nach der Überwindung der Neuscholastik nicht mehr geben. Damit werden aber Lehrbücher der Dogmatik als theologischer Zentralsziplin nicht überflüssig, sondern umso notwendiger. Der Münchner Dogmatiker Gerhard Ludwig Müller hat jetzt ein voluminöses Werk vorgelegt, das in einer

originellen Anordnung alle Traktate der katholischen Dogmatik behandelt. In der Mitte dieses gedanklich anspruchsvollen, sprachlich gelegentlich etwas angestrengt wirkenden Entwurfs steht die trinitarische Gotteslehre. Ihr voraus gehen die Traktate, in denen von den Voraussetzungen (Anthropo-

logie, Schöpfungslehre) und den heilsgeschichtlichen Vollzügen (Gott als Vater, Sohn und Geist) der Selbstmitteilung Gottes gehandelt wird; ihr folgen die Traktate, die mit der Antwort des Menschen auf Gottes Initiative zu tun haben (von der Mariologie, der verhältnismäßig viel Raum zugemessen wird über Eschatologie, Ekklesiologie und Sakramentenlehre zur Gnadenlehre als Abschluß). Müllers Dogmatik zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß sie den denkerischen Herausforderungen der zentralen christlichen Glaubenswahrheiten nicht ausweicht, sondern sie bewußt aufnehmen versucht. Sie ist durchgängig um die Verschränkung der verschiedenen Glaubensinhalte bzw. dogmatischen Traktate bemüht und enthält zahlreiche Passagen, in denen theologische- und dogmengeschichtliche Befunde dem Verständnis auf gelungene Weise erschlossen werden. Das Werk zeigt aber auch die Grenzen, an die eine Dogmatik unvermeidlicherweise stößt, wenn sie den klassischen Lehrbestand unter den Bedingungen des heutigen Problembewußtseins zur Geltung bringen möchte. Lehrbuchcharakter hat der Band insoweit, als zu den einzelnen Traktaten jeweils die lehramtlichen Aussagen zusammengestellt und die Aussagen immer wieder in Kurzform zusammengefaßt werden. Zu loben ist an dieser Dogmatik nicht zuletzt das erste, der theologischen Erkenntnislehre gewidmete Kapitel. *U. R.*

THOMAS RUSTER, *Die verlorene Nützlichkeit der Religion. Katholizismus und Moderne in der Weimarer Republik.* Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn–München–Wien–Zürich 1994. 421 S. 78,- DM.

Als eine schicksalsträchtige Epoche der jüngeren Geschichte hat sich die Weimarer Zeit auch in der katholischen Theologie erwiesen. Hier finden sich entscheidende Umbrüche und Neuansätze, die ihre Wirkung bis in die unmittelbare Gegenwart hinein zeigen. Daß es sich dabei um ein durchaus prekäres Erbe handelt, zeigt

diese Bonner Habilitationsschrift. Sie konzentriert sich auf das (bis heute ungeklärte) spannungsvolle Verhältnis von katholischem Glauben und moderner Lebenskultur. Eine wache Theologie reagierte damals auf die Ungleichzeitigkeit des Katholizismus zur Moderne. Dies geschieht vor allem im Aufweis der Nützlichkeit der katholischen Religion für die moderne Welt. Die Kirche erscheint dabei als hilfreicher Ort der Wahrheit und kraftvolle Autorität. Dieser durchgängige Versuch, der Herausforderung durch die Moderne mit dem Hinweis auf den funktionalen Sinn der Religion zu begegnen, führt jedoch zu einer inhaltlichen Entleerung des Glaubens. Er gerät zum bloßen Autoritätsprinzip, zur reinen Form, zu umfassender Sinngebung, die Integration, nicht aber Innovation bewirken kann. All das wird in exzellenten Porträtstudien bekannter Theologen dieser Zeit (etwa R. Guardini, K. Adam, O. Casel, E. Przywara), aber auch weniger dominanter Gestalten (z. B. E. Michel, A. Rademacher, E. Krebs), nicht zuletzt aber an wegweisenden „Querdenkern“ wie Joseph Wittig und Peter Lippert aufgezeigt. Zahlreiche instruktive Exkurse (z. B. zur damaligen Frauenfrage, zu Peter Wust, Carl Schmitt und zu den kirchlichen Anstalten) beschreiben das geistige, kirchliche und theologische Klima dieser Zeit. Mit einer stupenden Quellenkenntnis verbinden sich dabei eine brillante Darstellungsgabe und eine scharfsichtige kritische Interpretation.

A. S.

LUKAS VISCHER, LUKAS SCHENKER, RUDOLF DELLSPERGER (Hg.), *Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz.* Paulusverlag Freiburg i. Ue./Friedrich Reinhardt Verlag Basel 1994, 374 S., 48,- Fr.

Wenn die Autoren und Herausgeber diese Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz als „Versuch“ bezeichnen, so ist dies keine falsche (eidgenössische) Bescheidenheit, sondern angesichts der Neuigkeit des Konzepts

durchaus angebracht. Das Werk geht auf einen entsprechenden Vorschlag Anfang der 80er Jahre zurück. Zu seiner Realisierung bildete sich eine eigene Arbeitsgemeinschaft. Die Geschichte der Kirchen und des christlichen Glaubens in der Schweiz wird nicht nach Konfessionen getrennt, sondern gemeinsam und in ständigem Bezug aufeinander dargestellt. Es handelt sich im strengen Sinn nicht um ein wissenschaftliches Werk. Herausgeber und Autoren verstehen das Buch als Gemeinschaftswerk; erkennbar auch daran, daß sich die einzelnen Textabschnitte zwar einzelnen Autoren zuordnen lassen, die Namen jedoch kollektiv zu Beginn der Kapitel aufgeführt sind. Das Buch bietet keine Geschichte der Ökumene, auch keine Geschichte der Kirche aus einer dritten, in diesem Sinne „ökumenischen“ Sicht, sondern „ein Bild von der Vergangenheit..., das von Christen aller Konfessionen anerkannt werden kann“. In dieser Hinsicht ist es weit über die Kirchengeschichte der Schweiz hinaus methodisch beispielhaft. Fast schon selbstverständlich ist, daß es sich nicht um eine reine Institutionengeschichte handelt, d. h. es geht ebenso um kirchliche Institutionen wie um religiöse Praxis. Dabei wird besondere Sorgfalt auf die Darstellung der Herausbildung und Entwicklung der Konfessionen und ihrer gegenseitigen wechselseitigen Beeinflussung gelegt. Konfessionalität ist vor diesem Hintergrund mehr als eine bestimmte kontroverstheologisch bestimmbare Spielart des christlichen Glaubens, sondern etwas, das auf komplexe Weise in konkrete kulturell geprägte Identitäten verwoben ist. Oder wie es beispielsweise im Zusammenhang mit dem für die kirchliche Situation der Schweiz bis heute bedeutsamen Kulturkampf des 19. Jahrhunderts in Form einer These formuliert wird: „Das konfessionelle Vorurteil zwischen Katholiken und Protestanten, wie es im 20. Jahrhundert weiterlebte, (geht) nicht so sehr auf die Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts als vielmehr auf die Kolportage negativer Feindbilder der Kulturkampfzeit zurück.“ (S. 254) *K. N.*